

Im Laufe meines Lebens habe ich oft versucht, einer Familie die obere Lackschicht abzukratzen, um mehr zu erfahren, als die offizielle Geschichte hergibt, und jedes Mal habe ich bei ihren Mitgliedern bloß eine Verhärtung ausgelöst, ähnlich der Reaktion eines menschlichen Organismus, dessen Nerven gereizt werden. Es gibt Ausnahmen. So manch ein Aufsässiger, der sich selbst an den Rand begeben hat oder von den anderen verstoßen wurde, gibt nur allzu gern die Geheimnisse der Seinen preis. Doch seine Leidenschaft, seine zerstörerische Wut ziehen seine Aussagen in Zweifel, und ich vermute, dass diese Art Eigenbrötler auf ihre Weise noch stärker als die anderen an der Familienlegende festhält.

Ich kenne nur ein Fragment aus dem Leben der Naus, jedoch nicht ihre Vergangenheit oder ihre Zukunft. Später stellte ich meiner Mutter und meinen Tanten Fragen, besonders Louise, die für die Rolle der Aufsässigen einige Zeit lang besonders geeignet schien.

»Woher kam eigentlich mein Großvater?«

Mit einer vagen Geste in Richtung Land antwortete man mir:

»Er war nicht von hier. Wir wissen es nicht so genau.«

»Hatte er denn keine Eltern?«

»Bei seiner Hochzeit war seine Mutter schon verstorben, aber sein Vater ist zur Zeremonie gekommen.«

Man hätte meinen können, dass Barnabé von irgendwelchen Wilden abstammte oder dass er ohne jedwedes frühere Leben einfach in Saint-Saturnin aufgetaucht wäre.

In Wahrheit kam er jedoch aus dem Perche, aus der Umgebung von Évreux, wo es große Wälder gab und wo sein Vater als Holzfäller arbeitete.

Lange Zeit habe ich geglaubt, dass derartiges in Familien aus Stolz oder Gleichgültigkeit verschwiegen wird. Nun aber vermute ich, dass es sich um eine Art der gemeinschaftlichen Abwehr handelt.

Über der Kommode gegenüber der Feuerstelle hingen damals zwei vergrößerte Fotografien in ovalen schwarzen Holzrahmen mit goldener Verzierung. Die eine zeigte

meine Großmutter im Brautkleid, und schon als kleiner Junge erkannte ich, dass Tante Louise ihr nahezu aufs Haar glich.

Die andere Fotografie zeigte Barnabé Nau in einer eindrucksvollen Dragoner-Uniform. Der Vergrößerung lag wohl ein Gruppenbild im Kasernenhof zugrunde, denn sein Gesicht war verschwommen, seine Augen leer. Den Fotografen hatte das wenig gekümmert, mit Buntstiften hatte er die Details des Helms und der Schulterklappen nachgezeichnet.

Als Kind muss ich Geflüster gehört haben. Ich könnte es schwören, wenngleich es später alle abstritten. Wie sonst hätte ich sicher sein können, dass zwischen meinem Großvater und der restlichen Familie eine tiefe Kluft lag? Er wurde mit Respekt behandelt, denn er war der Mann, der Brotverdiener. Die Frauen zogen ihm die Stiefel aus, wenn er von der Arbeit nach Hause kam, und blieben beim Essen am Tisch stehen, um ihn zu bedienen.

Dennoch war und blieb meine Großmutter eine Prêteux, es war unerheblich, dass sie zum armen Zweig gehörte und als Mädchen auf den Feldern die Kühe der anderen Familien hatte hüten müssen. Es gab noch andere Prêteux, nicht nur im Dorf, auch in den umliegenden Ortschaften. Sie waren allseits bekannt. Ihre Namen standen auf Geschäftsfassaden und alten Grabsteinen.

Welche Umstände trieben Barnabé Nau dazu, sich nach seinem Wehrdienst als Tagelöhner in der Gegend zu verdingen? Auf welchem Tanz, welcher Hochzeit, welcher Beerdigung lernte er meine Großmutter kennen? Niemand hatte das ergründen wollen, und erst als mir zufällig das Familienstammbuch in die Hände fiel, fand ich heraus, dass Clémence, meine älteste Tante, bereits fünf Monate nach der Hochzeit ihrer Eltern geboren wurde.

Im Grunde wurde Nau weder von der Gemeinde noch von den Seinen angenommen, und ich bin mir sicher, dass sein Tod für alle eine Erleichterung war.

Trotz allem hatte es eine Zeit gegeben, in der das Haus den Eindruck eines mehr oder weniger glücklichen Familienlebens vermittelt haben musste. Fünf Töchter und ein Sohn kamen dicht nacheinander auf die Welt, und ich konnte nie herausfinden, wo sie alle schliefen. Die Aussagen sind widersprüchlich, vielleicht weil es sich mit den Jahren geändert hatte und jeder die Erinnerung an einen bestimmten Moment behielt.

Tante Clémence, die Älteste, blieb am längsten im Haus, denn sie half meiner Mutter bei der Erziehung der Jüngeren. Sie war achtzehneinhalb Jahre alt, als sie sich den Traum aller Mädchen im Dorf erfüllen konnte und in die Stadt zog. Sie entschied sich für Cherbourg. Sie war ein ruhiges, geduldiges, geradezu geruhames Mädchen, und der

Sinn stand ihr nach einer gewissen bürgerlichen Ordnung, einer gewissen Gepflegtheit, und es war wohl kein Zufall, dass sie sich in den Dienst eines Arztes stellte.

Béatrice war die zweite, die das Haus verließ, jedoch in die andere Richtung, denn sie entschied sich für Caen, wo sie im Alter von fünfzehn Jahren, noch ebenso mager wie Louise, Brot für eine Bäckerei auslieferte.

Raymonde wiederum, die ständig lachte und der alle Jungen der Gegend auf den Fersen waren, arbeitete zunächst in Bayeux und folgte dann, soweit ich weiß, einem Lebensmittelhändler nach Caen – und der ließ sie dort sitzen.

Von meiner Mutter Antoinette, der vierten, hieß es:

»Die weiß genau, was sie will.«

Sie tanzte aus der Reihe. Schon als Mädchen hatte sie den Ruf, nicht so recht zur Sippe zu gehören. Auch dazu suchte ich später nach Informationen, fand aber nur Bruchstücke der Wahrheit.

»Sie hat nach ihren eigenen Regeln gelebt.«

»Sie war ein *Sturkopf*. Nie hat sie es eingesehen, wenn sie im Unrecht war.«

Allerdings auch:

»Sie war *verschlossen*.«

Wie auch in anderen Familienlegenden lag in alldem sicher ein Funken Wahrheit. Als meine Mutter mit fünfzehn Jahren Saint-Saturnin verließ und nach Cherbourg ging, ähnelte sie wohl Tante Louise, so wie ich sie kannte: mit den gleichen schwarzen Wollstrümpfen, die man damals trug, den rötlichen Haarzöpfen, der etwas zu spitzen Nase und einem Blick, der die Menschen reizte, weil er sich nicht abwehren ließ.

»Sie war schon immer starrsinnig gewesen!«

Auch hier erahne ich ein schwer zu entwirrendes Drama. Doktor Huguet, für den Clémence arbeitete, hatte zwei kleine Kinder und fragte meine Tante, ob sie nicht eine jüngere Schwester habe, die für sie sorgen könnte. Man schickte meine Mutter zu ihnen. Schon wenige Wochen später, an einem Sonntag, den Clémence wie jeden Monat in Saint-Saturnin verbrachte, war Geflüster im Haus zu hören, wurden jedes Mal wissende, bestürzte Blicke ausgetauscht, wenn der Vater auftauchte.

Antoinette Nau, kaum fünfzehneinhalb Jahre alt, hatte ohne jede Vorwarnung ihre Arbeit bei Doktor Huguet aufgegeben, und niemand wusste, was aus ihr geworden war.

Ich erinnere mich dunkel an einen Brief: Der Doktor hatte, um sich seiner Verantwortung zu entziehen, ihren Eltern geschrieben. Nau hatte das Papier entdeckt, das man vor ihm zu verstecken versuchte. Dass er nicht lesen konnte, war ein Familiengeheimnis. Es demütigte ihn so sehr, dass er vorgab, schlecht zu sehen. Zuweilen ließ er sich sogar von einer seiner Töchter einen Aushang im Dorf vorlesen,

lernte ihn auswendig und tat dann später so, zum Beispiel in Anwesenheit des Briefträgers, als läse er ihn gerade halblaut.

Was den Brief des Arztes anbetraf, so hatte man den Vater angelogen und, wenn ich mich recht erinnere, behauptet, Antoinette hätte sich den Scharlach eingefangen. Einige Wochen später hatte Clémence ihre Schwester zufällig in einer Hafenkneipe gesehen, wo sie als Kellnerin angeheuert hatte.

Doch in Saint-Saturnin, wo jede Familie ihre Töchter zum Arbeiten schickt, sobald sie alt genug sind, gilt es als unehrenhaft, in einer Kneipe zu arbeiten. Eine Anstellung in einem Saisonhotel, wo man in wenigen Monaten große Mengen an Trinkgeldern einnehmen kann, ist hingegen ein Aufstieg. Auch die Arbeit in einem Restaurant ist zulässig, zumindest solange dort häufig Handelsreisende verkehren, wie im Cheval Blanc oder im Lion d'Or.

Monatelang setzte meine Mutter keinen Fuß nach Saint-Saturnin, und eines schönen Tages reiste meine Großmutter nach Cherbourg, allerdings erfolglos, denn ihre Tochter gab die Stelle als Kellnerin nicht auf.

Fand man sich damit ab? Verzieh man ihr, weil sie die umfangreichsten Geldanweisungen schickte? Hin und wieder kam sie nach Hause, am selben Sonntag wie ihre Schwestern und ihr einziger Bruder Lucien, der mit seinem Zeugnis zwar seine Schulbildung weiter hätte verfolgen können, aber ab seinem fünfzehnten Lebensjahr zum Arbeiten auf einen Bauernhof geschickt wurde.

Auf all das werde ich wahrscheinlich zurückkommen. Ich versuche, einen Zeitraum der Familiengeschichte zu fassen zu bekommen, der meiner Geburt voranging und den ich, so gut ich konnte, nachgezeichnet habe.

Über das Leben meiner Mutter in Cherbourg herrscht bei ihren Schwestern und allen, die ich danach fragen konnte, nur Schweigen, vielsagendes Schweigen.

Ich weiß nicht mehr, welche meiner Tanten sagte:

»Das hatte sie im Blut.«

Ich habe lang gebraucht, um zu verstehen. Der Sinn stand ihr nicht nach einem mehr oder weniger verruchten Dasein, vielmehr hatte sie sozusagen eine angeborene Sehnsucht nach dem Leben, nach dem Ambiente der Kneipen, ich würde sogar behaupten, nach einer bestimmten Art Kneipe, wie man sie an großen Häfen findet. Ich könnte schwören, dass meine Mutter ihren Geruch und die vertrauten Geräusche liebte, die offensichtliche Unordnung, diese gewisse Trägheit, die durch die Luft wabert und alle Gesten und das Leben verlangsamt, diese »Übergänge« ohne Beginn und Ende, diese Männer, die von nirgendwoher kommen und in alle Himmelsrichtungen wieder fortgehen.

Es besteht kein Zweifel daran, dass sie einige dieser Männer in ihrem Mansardenzimmer empfing, doch das speiste sich aus demselben wehmütigen Verlangen, und trotz allem blieb sie scharfsinnig. Ihre Schwestern täuschten sich nicht: Sie hatte immer gewusst, was sie wollte.

Sie wollte eine eigene Kneipe, einen Tresen, hinter dem sie als Wirtin stehen konnte, und ich frage mich, ob sie als Kind wohl auch meinen Großvater in der Dorfschenke abholen musste. Diese dicke Frau, die ich dort sah, musste damals in der Blüte ihrer Jahre gewesen sein und den alkoholgeschwängerten Männern die Stirn geboten haben. Bei uns hingegen mussten Frau und Töchter aufrecht stehen und den Vater bedienen ...

Das soll keine Erklärung sein. Höchstens ein beiläufiges Fragezeichen.

Diese Sehnsucht meiner Mutter nach dem Kneipenleben ist in meinen Augen durchaus bedeutsam, weil ich ihr gewissermaßen entsprungen bin – oder zumindest ist ihr die Tatsache geschuldet, dass mein Name wider Erwarten Steve Adams lautet und ich britischer Staatsbürger bin. Außerdem verbrachte ich deswegen einen Teil meiner Kindheit in einem braunen Backsteinhaus an einem Ort namens Tattenham Corner im Süden Londons.

Ich habe darauf verzichtet herauszufinden, ob der Mann namens Gary Adams wirklich mein Vater ist oder ob diese Zuweisung der Vaterschaft nur Teil der Pläne von Antoinette Nau war, »die genau wusste, was sie wollte«.

Er trug die korrekte zweireihige Uniform der englischen Handelsmarine, von dunklem, ein wenig traurigem Blau, und fuhr an Bord eines Schiffs der Cunard Line, das, glaube ich, *Queen Victoria* hieß, zwischen Southampton und New York hin und her, mit Zwischenhalt in Cherbourg.

Ein Laie hätte in ihm nur einen jungen blonden Marineoffizier mit rosigen Wangen und schüchternen Gestalt gesehen, doch in Cherbourg, wo man sich bestens mit der Schifffahrt auskennt, vor allem in den Kneipen, konnte man auf den ersten Blick erkennen, dass es sich bei ihm um den Second Purser handelte, also um einen Angestellten, der im Büro des Zahlmeisters für Geschäftsbücher und Buchhaltung verantwortlich war.

Später, in Tattenham Corner, lernte ich ihn gut kennen, in seiner zweiten Ehe, und darum vermute ich, dass meine Mutter weniger Erfahrung hatte, als man gemeinhin dachte.

Vielleicht irre ich mich, aber ich bin fest davon überzeugt, dass meine Mutter nie einen Marineoffizier wollte, wie es sich so viele Mädchen erträumen, nur um dann bei jeder Überfahrt in einem beschaulichen Häuschen auf einem Hügel auf ihn zu warten.